

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 127.

Berlin, Montag den 22. Oktober

1838.

### Süd-Amerika.

#### Paraguay und der Diktator Francia.

##### Zweiter Artikel.

Als Herr Robertson, nachdem er ungefähr sechs Monate in Buenos-Ayres verweilt, den Rückweg nach Assuncion antrat, begegnete er auf der Reise dem Obersten San Martin und war Zeuge der Schlacht bei San Lorenzo, die, obwohl man von beiden Seiten mit geringen Streitkräften focht, für Paraguay wichtige Folgen hatte, da sie allen künftigen Versuchen der Spanischen Marine, den Fluß Paraná in feindlicher Absicht hinanzuschiffen, wirksam vorbeugte. Bei seiner Ankunft in Assuncion (1813) fand Herr R. die Nacht des Negros wankend und Francia's Gestirn am Horizonte steigend. Der Letztere hatte seine Rolle so meisterhaft gespielt, daß man, als die bestehende Regierung ihrem Untergang sich zuneigte, in ihm den einzigen Mann sah, der das Vaterland retten könnte. Ein Abgeordneter war aus Buenos-Ayres gekommen, um, wo möglich, einen Vertrag mit Paraguay zu schließen, und bei dieser Gelegenheit erhielt Francia die verlorene Gewalt wieder. Er erklärte sogleich seine Nebenbuhler ihrer Ämter verlustig und verbannte einen von ihnen, das populairste Mitglied der Junta. Die allgemeine Furcht vor seinen Maßregeln war so groß, daß Niemand, außer Herrn Robertson, es wagte, mit dem verbannten Minister zu reden. Unterdeß sorgte Francia für die Wahl von Deputirten zum Kongresse und bediente sich dabei der feinsten, genialsten Kunstgriffe, um Jedermann in sein Interesse zu ziehen. Solch ein buntscheckiger Haufe von Volksvertretern war vielleicht noch nie zusammengetreten. Herr Robertson giebt uns folgende Schilderung von einem Indianischen Mitgliede:

„Der Indianische Alcalde trug einen atmofidischen dreieckigen Stughut und darunter eine verwiterte Perücke, die weitand von rother oder brauner Farbe gewesen seyn mochte. Der Hut war über und über mit rothen, blauen und gelben Bändern geschmückt. Die Schwarzjammern, an den Knien offenen Hofen, mit einer langen und dichten Reihe silberner Knöpfe daran, und die kostbar gestickten, darunter hervorguckenden Unterhosen, wahre Manschetten für die Beine, wurden durch eine rothe Schärpe um die Hüften zusammengehalten. Strampfbänder von derselben Farbe prangten an seidnen Strümpfen, und große silberne Schuh-Schnallen vollendeten das wunderliche Kostüm.“

„Sein Pferd war nicht weniger seltsam gemustert. Die Ohren, der Schweif, die Nöhne und der Sattel strotzten von Bändern aller Farben, welche offenbar zum Theil wieder gut machen sollten, was die unbarmherzige Zeit an Pferd und Geschirr verdorben hatte. Auf dieser Nöhne, die obendrein zum Pflanzen abgerichtet war, pflegte der Alcalde in der Zeit vor Eröffnung des Kongresses öfter durch die Straßen zu paradiren. Zwei Vagen in etendem Aufzuge gingen an beiden Seiten des Pferdes, und hinter demselben scharrten sich, gleichfalls beritten, die Freunde und Schützlinge des Alcalden, deren Anzug theils aus geborgtem priesterlichen Schmucke und anderentheils aus Fragmenten ehemaliger Gala-Kleider ihres Patrons zusammengefügt seyn mochte.“

„War der Alcalde mit seiner Eskorte dem Gouvernements-Hause gegenüber angelangt, so setzte er sich in noch steifere Positur, als gewöhnlich, spornete das Thier zum Tanze und ließ seine Musiker eine gräßliche Kalabassen-Symphonie anstimmen. Dann vollzog er den Huldigungs-Akt und zog tanzend wieder ab, wie er gekommen war, jedoch etwas feierlicher und gemessener.“

Das Ergebniß dieser lächerlichen Zusammenkunft eingeschickter Deputirten bestand darin, daß man einen von Francia's Kollegen verabschiedete und Francia zum ersten Konsul wählte. Der Botschafter von Buenos-Ayres wurde mit einer parlamentarischen Regavte heimgeschickt und der Kongress sofort aufgelöst. Francia war jetzt im unbestrittenen Besitze der Regierung; allein er begann sein despotisches System nicht auf einmal; es entwickelte sich stufenweise; doch hatten Furcht und Schrecken bereits die ganze Bevölkerung ergriffen. Die Spanier waren die ersten Opfer seiner Tyrannei. Seine politischen Gegner hatten das Gerücht verbreitet, Francia sey den Spaniern weniger abgeneigt, als man allgemein voraussetzte, und nun wollte er die Grundlosigkeit dieses Gerüchtes recht überzeugend darthun. Er

ließ ein Edikt ergehen, kraft dessen kein Spanier innerhalb der Gränzen von Paraguay sich verheirathen durfte, es sey denn mit einer Negerin oder Mulattin. Dieses Mandat, welches bei Trommelschlag und Pfeifenklang proklamirt wurde, hatte auf die stolzen Söhne Alt-Spaniens die Wirkung eines Blisstrahls; denn bis dahin war Amerikanisches Blut so wohlfeil gewesen, daß eine Señorita von Assuncion lieber einen Krämer aus Galicien ehelichte als einen Edelmann von Paraguay.

Um diese Zeit hatte Herr Robertson viel mit Francia zu verhandeln. Der erste Konsul plauderte vorzüglich gern von militairischen Dingen und verweiste dann bei den geringsten Kleinigkeiten mit wahrhaft kindischer Luft.

„Eines Tages“, so erzählt der Verf., „kam ein Büchschmied in Francia's Zimmer und brachte ihm drei oder vier alte Gewehre. Francia nahm die Gewehre eines um das andere, legte an wie zum Schusse und drückte ab. Als die Sicine schöne Funken sprühten, wendete sich der Konsul gegen mich und sprach voll Entzücken: „Was meinen Sie, Robertson? werden meine Kugeln das Herz der Feinde durchbohren?“

„Nach dem Büchschmied kam der Schneider und überreichte eine neue Grenadier-Uniform. Der Rekrut, für den die Uniform bestimmt war, mußte hereintreten und sie anprobiren, was ihm denn mit einiger Mühe gelang. Die lange Taille und die sehr kurzen Schöße dieses militairischen Rockes schienen mir gar possierlich; allein Francia bezeugte dem Schneider seine hohe Zufriedenheit und ermahnte den jungen Krieger, sich zu hüten, daß kein Flecken auf den Rock käme. Dann sagte er, mir mit den Augen winkend, auf Französisch: „Das ist ein Calombourg, den unsere Leute nicht verstehen.“

„Zulezt machten zwei unbehältliche Mulatten ihre Aufwartung: der Eine trug eine Grenadier-Mütze aus Bärenfell, der Andere braunes Lederzeug und eine Parrontasche. Francia reichte den drei Rekruten ihre neuen Gewehre und sprach dann zu mir: „In diesem Stile, Herr Robertson, soll jeder meiner Grenadiere equipirt werden.“ Seine Grenadier-Compagnie war ihm das liebste Spielwerk; er kleidete und bewaffnete diese Leute eigenhändig mit derselben kindischen Freude, wie ein kleines Mädchen seine Puppen aufpuzt.“

Bald nach diesen Begebenheiten kam Herrn Robertson's jüngerer Bruder nach Assuncion, um sich ebenfalls in Paraguay niederzulassen. Der ältere Robertson erlangte von Francia mit einiger Noth die Bewilligung, eine Reise nach England zu machen, da der Hafen von Assuncion gegen jede Ausfahrt versperrt war. In einer langen Abschieds-Audienz äußerte ihm Francia seinen Wunsch, einen direkten Verkehr mit England zu eröffnen. Die Süd-Amerikanischen Nachbarstaaten, sagte er, seyen voll innerer Zwietracht, und deshalb wolle er nichts mit ihnen zu schaffen haben; dagegen würde eine diplomatische Verbindung zwischen England und Paraguay und ein Austausch der Produkte beider Länder dem Interesse beider sehr förderlich seyn.

„Indem der Konsul dies sagte“, so erzählt der Verf., „sprang er voll innerer Bewegung vom Stuhle auf und hieß die Schildwache an der Thür, den wachhabenden Unteroffizier hereinrufen. Als dieser eintrat, warf ihm der Doktor einen bedeutenden Blick zu und sprach: „Bring das Bewußte!“ Der Sergeant entfernte sich und kehrte nach wenigen Minuten, von vier Grenadiere begleitet, zurück. Die Grenadiere brachten einen großen Ballen Taback, 200 Pfund schwer, einen Ballen Indianischen Thees von ähnlicher Dimension, ein halbes John Indianischen Brannweins, einen großen Zuckerhut und verschiedene Päckel Cigarren, mit bunten Schnüren umwickelt. Endlich kam noch eine alte Negerin mit schönen Proben gestickten Zeugens aus der Baumwolle von Paraguay.“

„Obgleich die ziemlich barbarische Ostentation in der Art, wie das Geschenk überreicht wurde, mich etwas in Verwunderung setzte, so zweifelte ich doch nicht, daß die mir zu Füßen gelegten Landes-Produkte ein Abschieds-Geschenk seyn sollten, womit der Konsul mir seine freundschaftliche Gesinnung beurlundete. Man denke sich aber mein Staunen, als Francia, nachdem er die Leute wieder entlassen, in folgender Weise anhub:“

„„Señor Don Juan Robertson! Sie sehen hier einige Proben von den trefflichen Erzeugnissen dieses Landes und von der Betriebsamkeit seiner Bewohner. Ich habe mir angelegen seyn lassen, Ihnen die besten Proben zu liefern, und zwar aus folgen-

dem Grunde. Sie gehen jetzt nach England; Sie wissen, was für ein Land Paraguay ist und was für ein Mann Ich bin. Sie wissen auch, in welcher Fülle diese Produkte in unserem irdischen Paradiese, wie ich Paraguay mit Grund nennen darf, gewonnen werden können. Ich will jetzt nicht auf die Frage eingehen, ob unser neuer Kontinent zu einer vollschämlichen Verfassung reif sey — Sie werden selbst einsehen, daß er es nicht ist — aber in einem alten und civilisirten Lande, wie Britanien, wo die volksthümlichen Institutionen allmählig und auf praktischem Wege (nicht in der Theorie) eine ursprünglich feudale Regierungsform veralten ließen, bis die Gesetzgebung nothgedrungen ihnen Gehör schenken mußte, und zwar in dem Maße, als die steigende geistige Entwicklung der Majorität es erheischte — in einem solchen Lande, sag' ich, ist eine vollschämliche Verfassung am besten geeignet, die Größe und Stabilität einer Nation zu sichern. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Engländer eine große Nation sind und, wo das höhere National-Interesse theilhaftig ist, wie Ein Mann zusammenhalten.“

„Nun habe ich folgende Bitte an Sie. Sobald Sie in London angekommen sind, stellen Sie sich dem Unterhause vor; nehmen Sie diese Proben der Produkte von Paraguay mit in die Versammlung, verschaffen Sie sich Gehör auf der Rednerbühne, und sagen Sie den Mitgliedern, Sie seyen von Gaspar Rodriguez de Francia, Konsul der Republik Paraguay, abgeordnet, um diese Spezimina der kostbaren Erzeugnisse seines Landes vorzuzeigen. Sagen Sie ihnen ferner, ich hätte Sie ermächtigt, England zu einem politischen und kommerziellen Verkehr mit mir einzuladen; auch sey ich bereit, einen Minister vom Britischen Hofe mit allen Rücksichten, die ein diplomatischer Verkehr zwischen civilisirten Staaten erheischt, in meiner Hauptstadt aufzunehmen und von meiner Seite einen Botschafter nach London zu schicken, daß er mich am Britischen Hofe verrete. Als dann wird es zu einem Handels-Traktate und einer politischen Allianz kommen, wie sie der Würde und dem Interesse des großen Reiches Britanien und des werdenden Staates, den ich jetzt verwalte, angemessen sind. Paraguay wird die erste Republik von Süd-Amerika werden, wie Großbritannien bereits der erste Staat in Europa ist. Die Allianz scheint also natürlich; und wie wohlthätig ihr Einfluß auf den Europäischen Staat seyn müsse, das können Sie umständlich erklären und auseinandersetzen.“

„Ich habe die vorstehende Rede fast wörtlich getreu mitgeteilt. Man denke sich nun meinen Schrecken, als ich so mit Einem Male Francia's bevollmächtigter Minister geworden war, und zwar nicht etwa am Hofe von St. James, sondern beim Unterhause!“

Herrn Robertson's Abwesenheit war nur von kurzer Dauer, da die von ihm beabsichtigte Reise nach England unterblieb und er sonach der Verlegenheit, als Francia's Geschäftsträger vor dem Unterhause zu erscheinen, überhoben war. Unterdeß wußte sich sein Bruder bei den Einwohnern von Asuncion beliebt zu machen und Francia's Gunst in gleichem Grade zu erwerben. Der Konsul scheint Niemanden so großes Vertrauen geschenkt zu haben, wie diesen beiden Ausländern; und Herr William Robertson bemerkt ausdrücklich, daß, so oft Francia mit ihm eine Unterredung anknüpfte, keine dritte Person Zutritt erhielt. Was er von Francia's früheren Lebens-Umständen erzählt, ist wenig, aber voll großen Interesses.

Der Vater des Tyrannen von Paraguay war, wie man allgemein glaubt, ein geborener Portugiese, der nach Brasilien ausgewandert und in Paraguay sich niederließ. Er heirathete daselbst eine Kreolin, die ihm eine zahlreiche Familie schenkte. José Gaspar, sein ältester Sohn, wurde 1738 geboren. Er war eigentlich zum Geistlichen bestimmt, fand aber keinen Geschmack an der Theologie und wendete sich deshalb zur Rechtsgelehrtheit, die ihm weit besser zusagte. Nachdem er die Würde eines Doktors der Rechte erlangt hatte, praktisirte er als Advokat. Das ausgezeichnete Talent, welches der junge Mann in diesem Wirkungskreise entwickelte, und seine vollkommene Unbeflecktheit erwarben ihm großen Ruhm; man versichert, daß er nie eine ungerechte Sache vertheidigt habe und immer bereit gewesen sey, dem Armen und Schwachen beizustehen. Er arbeitete angestrengt, lebte mäßig, vermied fröhliche Gesellschaften und heirathete niemals. Von seiner Kindheit an zeigte er unbändigen Trotz, ein herrisches, hochfahrendes Wesen und ein rachsüchtiges Gemüth. Schon lange vor der Zeit seines öffentlichen Wirkens entzweite er sich mit seinem Vater, den er seitdem nie wieder sehen oder sprechen wollte. Als sein Vater schon mit dem Tode rang und ihn dringend bitten ließ, an sein Sterbelager zu kommen und ihm die Hand der Veröhnung zu reichen, wies er dem Boten mit finsterner Stirn die Thür, und der unglückliche alte Mann mußte in Verzweiflung sterben.

Es wäre überflüssig, die Handlungen tyrannischer Willkür, welche Francia sich zu Schulden kommen ließ, hier aufzuzählen und der unmenschlichen Härte zu gedenken, mit welcher er selbst leichte Vergehungen bestrafte. Herr William Robertson entwirft uns folgendes Bild von seinem Charakter als Staatsmann:

„Sein Ehrgeiz war eben so unbegrenzt, wie seine Grausamkeit. An natürlichen Talenten war er Jedem seiner Landsteute sehr überlegen, und noch hatte Keiner den Charakter des Volkes von Paraguay so gründlich studirt. Er wußte; daß seine Landsteute ein schlichter, unwissender und gelebriger Menschenschlag

\*) Danach müßte also der Diktator schon im 80ten Lebensjahre sich befinden.

waren, den man eben so bequem zum Bösen, wie zum Guten lenken konnte und der weder moralischen, noch physischen Muth genug besaß, um gegen Druck und Despotismus anzukämpfen. Francia war scharfsinnig, verschlagen, geduldig und ausdauernd. Kein moralisches oder religiöses Bedenken durchkreuzte jemals seine Pläne: sein Endzweck war die absoluteste Herrschergewalt, und bei Anwendung der erforderlichen Mittel kannte er keinen Gewissens-Strupel.“

So lange Francia und Negros die konsularische Würde bekleideten, nahm der Letztere gar keinen Theil an der Verwaltung; der Erstere aber strebte emsig dahin, den Grund zu seiner künftigen Diktatur zu legen. Er schenkte dem Militair große Aufmerksamkeit und sorgte für die Vergrößerung des öffentlichen Einkommens; auch stiftete er eine geheime Polizei, deren furchtbares Reg immer weiter sich ausbreitete, während die Maschen immer enger wurden, bis endlich die ganze Bevölkerung dem Tyrannen auf Gnade oder Ungnade preisgegeben war. Nach Ablauf der Zeit seines Konsulates berief Francia einen neuen Kongreß, der die lächerlich große Zahl von tausend Deputirten umfassen sollte. Sein Zweck bei dieser außerordentlichen Rekrutierung war vermuthlich der, den Paraguaiern das Repräsentativ-System zu verleiden, weil so viele Familienväter sich gezwungen sahen, um der an sich schon verdrießlichen Reise willen ihr Geschäft und ihren Hausstand zu vernachlässigen. Herr Robertson erzählt uns den Ausgang des Kongresses mit folgenden Worten: „Ich selbst begab mich um zwölf Uhr nach der Kirche. Die Thüren hatte man verschlossen, aber drinnen herrschte große Verwirrung. Endlich kam eines der Mitglieder heraus, sich die Stirn wischend. „Nun, wie macht's der Kongreß?“ fragte ich den Deputirten. — „Die Wahrheit zu sagen, ich verstehe kaum, was vorgeht; darf ich aber aus dem großen Spektakel, der entstanden ist, einen Schluß ziehen, so geht Alles gut.““ Um die zweite Stunde, als die Mitglieder des Kongresses noch heftig debattirten, wurde Francia ungeduldig und schickte der ehrenwerthen Versammlung eine zahlreiche militairische Eskorte, weil es doch unhöflich gewesen wäre, sie unbegleitet ausbrechen zu lassen. Die Soldaten waren gut bewaffnet und schlossen einen Kreis um die Kirche — ein Wink, der selbst den einfältigen Volksvertretern von Paraguay in ihren Kattun-Jacken verständlich seyn mußte. Außerdem hatte die Stunde des Mittagmahles längst geschlagen, und der Hunger wirkte mit den Schnurrbärten der Quartelero's im Bunde. Diesen günstigen Augenblick benutzte einer der eifrigsten Anhänger Francia's. Er gebot mit einer Steniorstimme Schweigen und sprach: „Meine Herren, was verderben wir hier unsere Zeit? Herr Francia wünscht, unumschränkt zu regieren — er verdient es im höchsten Grade, und ich sage (hier schlug er aus Leibeskräften auf den vor ihm stehenden Tisch) — er soll unumschränkt regieren!“ Jetzt wurden in Eile noch Stimmen gesammelt, und man ernannte Francia ohne Widerrede eines Einzigen zum Diktator auf drei Jahre. Der Kongreß ging sofort aus einander; die Quartelero's marschirten mit steigender Fahne nach dem Gouvernements-Hause, und Francia vernahm mit höhnischer Freude, daß ganz Paraguay ihm zu Füßen liege.“

## England.

Aus dem Leben einer Englischen Schauspielerin.

(Schluß.)

Der Oberst Tophran und Mistres Wells führten eine kostspielige und glänzende Lebensweise, und man mußte immer darauf bedacht seyn, neuen Verlegenheiten, welche die Unklugheit des Einen oder der Anderen herbeigeführt hatte, abzuhelfen. Man gründete ein Journal, dessen Herausgeber der Kapitan Esse war und dessen Oberleitung unserer Schauspielerin übergeben wurde, während der Oberst in einer ländlichen Besitzung der Grafschaft York sein zerrüttetes Vermögen wieder zu ordnen suchte. Sie war am Abend Soubrette, des Morgens machte sie Korrekturen oder brach eine Lanze mit denjenigen, welche sie als Schauspielerin angegriffen hatten; außerdem hatte sie ein „bureau d'esprit“ bei sich errichtet und vereinigte alle berühmte Namen der damaligen Literatur in ihren Gesellschaften. Ihre Lage war eben so sonderbar als schwierig; als Eigenthümerin eines Journals bot sie ihrem Direktor Troß, dem sie als Schauspielerin Gehorsam leisten mußte. Am Morgen des Tages, wo sie gegen den Willen des Direktors die Aufführung eines Stückes ihres Freundes durchsetzte, wohnte sie dem Kriminal-Prozeß des Gouverneurs Hastings in Westminster-Hall bei und fungirte hier als Stenograph. Mit etwas mehr Urtheil und Mäßigung hätte sich diese thätige, unverdrossene und einsichtsvolle Frau leicht eine glückliche Existenz sichern können, aber ihre rastlos arbeitende Einbildungskraft verleitete sie unaufhörlich zu neuen Unbesonnenheiten, welche sie endlich ins Verderben stürzten. So war sie auf den ziemlich unausführbaren Gedanken gekommen, das Herz des kalten und bieder sinnigen Georg's III. zu erobern, obgleich dieser um Alles in der Welt nicht seiner Familie und seinem Volke das Beispiel eines solchen Fehltritts gegeben haben würde. Sie erfuhr, daß die Königl. Familie sich nach Weymouth begeben würde, und miethete deshalb eine prächtige Nacht, in welcher sie der Königl. Familie bis Plymouth folgte und nichts aus der Acht ließ, wodurch sie die Aufmerksamkeit des Hofes oder des Königs erregen konnte. Am Hintertheil ihres Schiffes war eine Kanone aufgestellt, die jedesmal, wenn die Königl. Familie vorüberfuhr, abgefeuert wurde. Sie selbst sah man als

Bellona kostümiert und den Federhut auf ein Ohr gestülpt; dabei recitirte sie Verse von Shakspeare, wenn sie sich in solcher Entfernung von dem Monarchen befand, daß sie von demselben vernommen werden konnte. Alle diese Lächerlichkeiten führten indes zu nichts, und Georg III. ließ ihr unterfragen, im Theater aufzutreten, wenn er dasselbe besuchte. In ihrem Journale widersprach sie dieser, übrigens wahren, Nachricht, welche in mehrere Zeitungen übergegangen war, und unter welcher, wie sie meinte, ihre Ehre leide. Die „Welt“, so hieß ihr Blatt, versicherte, daß, wenn dieses Verbot ergangen wäre, es in keiner Beziehung zu dem Benehmen der Mistres Wells zu Plymouth stände und nur durch die Eigenthümlichkeit ihres Spiels in Mannernollen veranlaßt worden wäre; das war doch gewiß eine merkwürdige Vertheidigung, die, um dem Vorwurf einer Lächerlichkeit zu entgehen, eine Schamlosigkeit auf sich nahm.

Ihre dramatische und kritische Thätigkeit genügte ihr indes noch nicht, sondern sie wollte auch die journalistischen Cartasmen auf die Scene verpflanzen; demzufolge kündigte sie an, daß sie auf dem Covent-Garden-Theater eine Nachahmung aller Schauspielerinnen der damaligen Zeit veranstalten würde. Wirklich parodirte sie alle ihre Kunstgenossinnen mit ungleich größerer Laune als Schonung und fand einen solchen Beifall, wie ihn ihre Schadenfreude nur erwarten konnte. Diese sonderbare Vorstellung war von Mistres Wells ziemlich geistreich: „Wir selbst“ oder „die Coulissemwelt in ihrer Wahrheit“ betitelt worden. Furcht kannte sie nicht; sie war Frau, Schauspielerin, Schriftstellerin, geistreich, ausgelassen und machte weder auf Mäßigung noch auf Sittlichkeit große Ansprüche. Sie brachte Jeden, der ihr mißfiel, auf die Scene, parodirte ihn und ließ ihrer Nachsicht freien Lauf. So verfuhr sie auch mit einem Freunde Kemble's, als dieser ihr bei der letzten Probe des Stückes, in dem er eine Rolle spielen sollte, folgenden Brief zustellen ließ:

„Madame, nichts kommt der Frechheit gleich, mit der Sie mir in dem abgeschmackten Stücke, das Sie geschrieben haben, eine Rolle anbieten; Sie müssen geglaubt haben, daß ich jedes Zartgefühls eben so unfähig bin, wie Sie selbst sind, wenn Sie hoffen konnten, daß ich mich zu Ihrem Werkzeuge erniedrigen und einen Mann, auf dessen Freundschaft ich stolz bin, und dessen Charakter ich hochachte, dem Gelächter Preis geben würde. Ich weiß, welchen boshafsten Angriffen ich mich durch meine Weigerung aussetze, aber ich sehe denselben ruhig entgegen.“

Wir sind noch keineswegs am Ende der langen Reihe von sonderbaren Abenteuern, welche diese originelle Schauspielerin zu bestehen hatte; sie war schwanger und der Einbindung nahe, als ein Herr Taylor und ein Herr Fuller im Theater einen Streit über die Schönheit, das Verdienst und Talent derselben begannen; ein Duell war die Folge, in dem zwar Niemand getödtet wurde, dessen Resultat aber eine zu frühe Niederkunft der Schauspielerin war, über die sich der Streit entsponnen hatte. Eine jüngere Schwester, welche sich in kleineren Rollen, aber ohne Beifall versucht hatte, heirathete später einen Juden, Namens Samuel, der schlechte Geschäfte machte und seine Schwägerin ebenfalls in seinen Bankrott verwickelte. Da die Vorhülle, mit welcher sie ihren Schwager unterstützte, verloren gingen, so kam sie selbst in eine üble Lage; sie brachte noch eine Summe zusammen, mit der sie Samuel nach Ostindien schickte, und mußte sich nun mit ihren Schuldnern, wie mit denen ihres Schwagers, abzufinden suchen. Das Resultat war leicht vorauszusehen; eines Abends befand sie sich in der Theater-Garderobe, als man sich ihrer bemächtigte und sie ins Schuldgefängnis führte. Durch die Einschüsse, welche sich in der Kasse ihres Journals befanden, wurde sie zwar bald wieder befreit, aber sie kehrte noch öfter in ihrem Leben auf diesen einmal eingeschlagenen Weg zurück, und genau genommen stand sie eigentlich immer auf dem Sprunge vom Theater ins Gefängnis und vom Gefängnis ins Theater. Samuel mußte in Ostindien sein Glück machen; sie rechnete wenigstens darauf, und vermöge ihrer Leichtgläubigkeit, setzte sie nicht den geringsten Zweifel in den glücklichen Ausgang von Samuel's Speculationen. Die so ungeduldig erwarteten Nachrichten gingen endlich ein, aber leider war Samuel nicht glücklich gewesen, und er hatte es nur zu einer Stelle von hundert Pfund gebracht; seiner Schwägerin übersandte er ein Stück Musselin.

Nun irrte sie in Irland, Schottland und in den verschiedenen Grafschaften Englands umher, um ihren quälischen Gläubigern zu entgehen und um dennoch immer wieder in die ihr gestellten Schlingen zu fallen. Ein Capitain Blackwood, der mit ihr zugleich in der Kings-bench gefangen saß, versprach ihr nach seiner Freilassung, die Vergünstigung zu erwirken, welche „rules“ heißt, und vermöge welcher die Schuldgefangenen das Gefängnis verlassen dürfen, ohne jedoch einen gewissen Bezirk zu überschreiten; auch müssen sie sich am Abend wieder einstellen. Er hielt Wort und forderte sie eines Tages auf, mit ihm auszugehen, um sich der Wohlthat der „rules“ zu erfreuen. Als sich die Kerkerthür hinter ihr schloß und sie die langentbehrte Luft der Freiheit wieder einathmete, kündigte ihr der Gefängniswärter zu ihrer großen Freude an, daß sie ganz frei sey. Der Capitain hatte ihre Schulden bezahlt. Sie konnte sich für dieses große Opfer natürlich nur durch die Hingabe ihres Herzens dankbar bezeigen; das Verhältnis mit Tophran war schon längst aufgehoben, und so zog sie sich nun mit dem Capitain Blackwood auf das Land zurück, aber kaum hatte sie hier einige Monate verlebt, als Blackwood den Oberstrang erhielt und nach Indien beordert wurde. Sie wollte ihn anfangs begleiten, aber der Gedanke an ihre Kinder hielt sie zurück. Kurze Zeit darauf entzog ihr Tophran ihre Kinder und nahm dieselben

mit sich nach Yorkshire. Jetzt war sie sich wiederum ganz selbst überlassen, aber immer noch zu unbesonnen, um sich nicht beständig in neue Verlegenheiten zu verwickeln; das Gefängnis nahm sie bald wieder auf. Hier wohnte sie bereits seit drei oder vier Monaten, als eine höchst merkwürdige Person die Bevölkerung dieses traurigen Aufenthaltsortes vergrößerte. Joseph Sumbel, ein zu Marokko geborener Jude und Sohn des ersten Ministers dieses Reiches, war ein reicher, junger und schöner Mann, der in Frankreich eine gute Erziehung erhalten hatte. Der Kaiser erfuhr unglücklicher Weise, daß der Minister seinem in Europa reisenden Sohne beträchtliche Summen überschickte; er ließ seinen Minister ins Gefängnis werfen, aus welchem derselbe entwich und nach Gibraltar entfloh; hier wurde er durch die Emisäre des Kaisers vergiftet. Der junge Sumbel, der sich im Besitze des gesammten väterlichen Vermögens befand, hielt sich damals in Frankreich auf, wohin ihm seine Brüder nacheilten, um ihn zur Herausgabe ihres Antheils zu bewegen. Er war aber geizig und wollte Alles behalten. So durchzog er, von seinen beiden Brüdern verfolgt, Frankreich, Holland und England, aber überall verrieth ihn sein Reichthum, seine Schönheit und sein Aufwand. Dem einen Bruder gelang es endlich, den Herzog von Portland für sich zu interessieren, und nan verließ Sumbel die Städte und irrte in den Wäldern umher, nachdem er alle seine Diamanten in seinem Gürtel verborgen hatte. Sein Unstern wollte, daß ein Türke, der sich im Dienste der Otomanischen Gesandtschaft befand, und der seinem Herrn mehrere Kleinodien gestohlen hatte, auf seiner Flucht einen ähnlichen Weg wie Sumbel einschlug. Der Letztere hatte schon seit drei Nächten nicht geschlafen und sah sich endlich genöthigt, die Gastfreundschaft eines Bauern anzusprechen; da man ihm Geld abforderte und er nur Diamanten bei sich trug, so bot er einen derselben als Bezahlung oder als Unterpfand an. Der Bauer, welcher in den Zeitungen von der auf die Entdeckung des Diebes gesetzten Belohnung gelesen hatte, zweifelte nicht, daß er denselben vor sich habe, und ließ ihn festnehmen. Bei dieser Gelegenheit verfiel Sumbel auf einen sonderbaren Einfall, auf den eben nur ein Orientale verfallen konnte; er beschloß, sich stumm zu stellen, und blieb seinem Entschlusse drei Monate hindurch getreu. Als er mit seinen Brüdern konfrontirt wurde, konnten dieselben kein Wort aus ihm herauslocken. Sein Einzug in das Gefängnis war ungemein prächtig; er hatte mehrere Keger gemietet, und sein Gefolge war vielleicht nicht weniger glänzend als das des Königs Ahasverus. Die Ankunft dieses orientalischen Monarchen machte in dem Gefängnisse ungeheures Aufsehen; am folgenden Tage veranstaltete er ein großes Festmahl, dem auch Mistres Wells beivohnte, und wobei diese sich weder für seine Wohlgestalt noch für seinen Reichthum unempfindlich zeigte. Ihr konnte daher nichts willkommener seyn, als der Vorschlag des Marokkanischen Juden, das Gefängnis mit ihm als seine Gemahlin zu verlassen. Es war hierbei nur eins zu bedenken; ihr erster Mann konnte noch leben. Unsere Heldin war indes keinen Augenblick un schlüssig, sie trat zum Judenthum über, hob so ihre erste Ehe auf und machte ihre glänzende und wunderbare Hochzeit zum Tagesgespräch von ganz London. Am 14. Oktober las man in den Londoner Zeitungen folgenden Bericht:

„Gestern am Donnerstag wurde in der Fleet die jüdische Hochzeit der Madame Lea Wells vom Covent-Garden-Theater und des Herrn Joseph Sumbel, der in dem genannten Gefängnisse Schulden halber sitzt, gefeiert. Bei dieser Gelegenheit wurde die größte Pracht des Judenthums zur Schau getragen; die Braut war in weißen Atlas gekleidet und trug einen prächtigen Turban mit einer weißen Feder; der Bräutigam erschien in dem glanzvollen Kostüm der alten Patriarchen; vier große Säle waren von mehr als dreihundert Kerzen erhellt, und um den Glanz des Festes noch zu erhöhen, waren alle in den Vorstädten wohnende Trödeljuden eingeladen worden; ihre zerlumpte Kleider bildeten einen auffallenden Kontrast mit den prachtvollen Gewändern der Neuvermählten. Diese Ehe wird zweifelsohne eine glückliche werden, denn die beiden Eheleute haben während der Zeit ihrer Gefangenschaft ihre Gesinnungen und Neigungen hinlänglich kennen gelernt.“

Diese Prophezeiung war falsch; die rohe Eifersucht dieses neuen Dheello, sein Geiz und die Heftigkeit seines Charakters bereiteten seiner Gemahlin nicht geringe Qualen. Nachdem er seinen Brüdern eine Summe von zwanzigtausend Pfund Sterling ausgezahlt hatte, wurde er aus dem Gefängnis entlassen und bezog einen prachtvollen Palast in Pall-Mall, wo seine Frau in einem glänzenden Glende lebte. Wenn sie aus einer Gesellschaft zurückkehrte, so riß ihr Mann ihr die Diamanten ab, und sie beklagte sich sogar einmal, daß er sie bei einer solchen Gelegenheit gefährlich verwundet habe. Sumbel fürchtete nicht weniger für seine Diamanten als für seine Frau; er besorgte den Diebstahl der ersteren und die Entführung der Letzteren, und da ihm die Europäischen Einrichtungen zu wenig Sicherheit zu gewähren schienen, so miethete er ein Schiff und sagte seiner Frau, er wolle einem ihm befreundeten Capitain einen Besuch abstatten. Sie folgte ihm anfangs ohne Mißtrauen; als sie aber die Brücke bestiegen hatte und das geheimnißvolle Zischeln ihres Mannes und des Capitains wahrnahm, fing sie an, Argwohn zu schöpfen. In einer Schaluppe neben dem Schiffe schloß ein Schiffsjunge, den sie aufweckte und ihm Geld bot, wenn er sie ans Land fahren wolle; so entkam sie, als ihr Mann sie einen Augenblick außer Acht ließ. Dieser verdoppelte seitdem nur noch seine Mißhandlungen und drang zwei Tage später mit einem Pistol in ihr Zimmer, welches er wirklich auf sie abschoss; die Kugel fuhr

indef in die Mauer. Ein langer Prozeß war das Resultat dieser Tragi-Komödie. Sumbel wurde von seiner Frau des Mordmordes beschuldigt, und dieser behauptete, sie sey nicht seine Frau, weil die im Gefängniß veranstaltete Ceremonie nicht gesetlich gewesen sey und weil sich Mistress Wells gewissen Hebräern, die zur Gültigkeit einer jüdischen Ehe unumgänglich nothwendig seyen, nicht unterworfen habe; übrigens habe sie auch den Sabbath nicht eingehalten und Schweinefleisch gegessen, wodurch allein schon eine Ehe aufgehoben werde. Mistress Sumbel erwiederte hierauf in den öffentlichen Blättern, sie habe sich allen erforderlichen Ceremonien unterworfen; ihr Mann esse selbst Schweinefleisch, und sie sey verpflichtet, seinem Beispiele zu folgen; übrigens könne sie mehr als zehn Zeugen zu ihren Gunsten stellen. Der Eigenthümer des Hauses, in welches sich Madame Sumbel geflüchtet hatte, forderte von dem Manne die Bezahlung des Mietzinses, und als dieser sich weigerte, verklagte er ihn. Sumbel wurde zwar zur Bezahlung verurtheilt, aber er lehrte auch schleunigst nach dem Orient zurück und ließ seine Frau im Elende, die sich nun wieder abwechselnd im Schuldgefängniß und im Theater aufhielt. Eine mitleidige Person erwirkte ihr endlich die „rules“ genannte Vergünstigung, und sie legte hierauf einen kleinen Kramhandel in der Nähe des Gefängnisses an. Ihr edler Freund mußte indef seine Großmuth sehr theuer bezahlen; zur Ergötzlichkeit einiger Freunde ließ er Mistress Wells zu einer dramatischen Vorstellung in seiner Wohnung außerhalb der „rules“ auffordern; sie willfahrte, aber da diese Thatsache bekannt wurde, mußte er nach den Englischen Gesetzen ihre Schulden bezahlen.

Mistress Wells lehrte bald wieder in die Fleet zurück; sie verließ das Gefängniß, um die Isabelle zu spielen, und reiste dann nach Brighton. Unterweges wurde sie angehalten und wieder in ihre gewöhnliche Residenz, das Schuldgefängniß, zurückgeführt. Ihr Schwager Samuel, der, obwohl ohne die gehofften Schätze, nach England zurückgekehrt war, besuchte sie diesmal. Hierauf begab sie sich nach Edinburg, wo sie beim großen Theater angestellt zu werden hoffte; es schlug fehl, und da sie überall die Verfolgungen ihrer Gläubiger zu fürchten hatte, so suchte sie in Holgrad eine Zuflucht, der sie ebenfalls bald entrißen wurde. Dies war im Jahre 1807; sie war jetzt 43 Jahr alt, und da ihr nichts Anderes übrig blieb, so beschloß sie, zu Fuße den Weg nach London zurückzulegen. Im Jahre 1809 konnte sie endlich auf eine Pension von 33 Pfund aus der Kasse des Covent-Garden-Theaters Anspruch machen, und da hierdurch zugleich ihre Zahlungs-Unfähigkeit anerkannt war, so sagte sie für immer ihren furchtbaren Freunden, John Roe und Richard Roe, den Aufsehern des Schuldgefängnisses, Lebewohl!

Einer so langen Reihe von Abenteuern fehlte nur noch ein glücklicher Schluß, und das Schicksal, dieser vorzüglich dramatische Dichter, that seine Schuldigkeit. In ihrer Glanzperiode war Mistress Wells mit einer Madame Bellini bekannt gewesen, die damals ebenfalls jung und reich war, und die sie jetzt arm und alt wiederfand. Die beiden alten Frauen zogen jetzt zusammen und schlossen das innigste Freundschaftsbündniß; Mistress Wells küßte fast ihre Augen bei der Krankenpflege ihrer Freundin ein. Die an Aufwand und Verschwendung gewöhnte Schauspielerspielerin arbeitete, nähte, gab Unterricht in der Schauspielkunst und verkaufte ihre Möbel, um ihre kranke Freundin und ihre sechsundachtzigjährige Mutter zu ernähren. So trübselig sollte es aber mit ihr nicht zu Ende gehen, und es tritt in ihrem Leben noch ein romanhafter Zwischenfall ein. Die Schwägerin der Madame Bellini war eine reiche Frau, welche plötzlich starb und sie zur einzigen Erbin einsetzte. Die erste Anwendung, welche diese von dem ihr zustehenden Reichthume machte, war, daß sie die Schulden ihrer Freundin bezahlte und sie der Nothwendigkeit enthob, ein Almosen aus der Theaterkasse anzunehmen. Die Mutter der Mistress Wells starb bald darauf, und die beiden Alten bezogen nun ein schönes Haus, wo Mistress Wells am 23. Januar 1829 im siebenundsechzigsten Jahre starb. (N. M. M.)

## Ostindien.

### Ein Indischer Prätendent.

(Nach der Revue Britannique.)

Die Stellung eines Thron-Prätendenten, welche in Europa schon so manchen Glücksritter kürzere oder längere Zeit beseligt, hat auch in Asien viel Verführerisches. Die meisten Hinduschen Fürstenthümer zählen mehrere Prätendenten, die von Seiten ihrer Anhänger, denen sie mit großer Liberalität Staatsämter in partibus zutheilen, fast abgöttischer Verehrung genießen. Diese Quasi-Potentaten machen großen Aufwand, empfangen, wie O'Connell, einen freiwilligen Tribut, heirathen mehrere Frauen und führen die behaglichste Existenz, die man sich denken kann. Einen Beweis davon giebt folgende Thatsache, welche die Aufmerksamkeit der Britischen Residenten zu Kalkutta lebhaft in Anspruch genommen hat.

Das herrschaftliche Gebiet Burdwan, welches von dem Flusse Dermuda bewässert wird, ist einer der ergiebigsten Distrikte in den Umgebungen Kalkutta's. Wie eine Oase in der Wüste, erhebt sich inmitten jener traurigen, endlosen Moore, die man Dschongles nennt, ein weit ausgedehnter Kranz stattlicher Forsten,

in deren Mitte sich blühende, von vielen klaren Bächen durchzogene Ebenen befinden: es ist die Landschaft Burdwan. Der Reichthum ihrer Radscha's hat in neuester Zeit durch die Entdeckung eines Steinkohlen-Lagers an den Ufern des Dermuda noch einen Zuwachs erhalten; denn der Ertrag dieser Gruben, welchen man zu Wasser und in sehr kurzer Zeit nach dem etwa 12 geogr. Meilen entfernten Kalkutta transportirt, wirft großen Gewinn ab. Bengalen hat keine gefegnetere und besser angebaute Gegend, als Burdwan, das wegen seiner Kleinheit in Indien verschwindet, in Europa aber mit mehreren Königreichen sich messen könnte. Die meisten Grundbesitzer bestellen Verwalter über ihre Ländereien und wohnen in der Hauptstadt. Seit ungefähr sechzig Jahren haben die Einkünfte des reichen Distriktes sich angehäuft. Alle Bewohner der Umgegend nähren den festen Glauben, daß die Brunnen und Keller des heutigen Radscha's mit vergrabenen Schätzen angefüllt sind.

Der vorige Radscha war bigott und habgierig; dennoch öffnete er seinen Palast vielen Brahmanen, die er bis zur Verschwendung freigebig bewirthete. Ganz anders zeigte sich sein einziger Sohn, Vertaub-Tschund. Dieser liebte die Engländer, trank Wein, fand Geschmack am Roastbeef, lenkte mit eigener Hand sein Tilbury und nahm an dem priesterlichen Hofe seines Vaters großes Aergerniß. Die gegenseitige Feindschaft zwischen den Brahmanen und dem mutmaßlichen Thronerben wuchs mit den Jahren.

Der Vater alterte; die Brahmanen fürchteten, durch seinen Tod die frommen Schenkungen und herrlichen Dinners zu verlieren, mit denen ihr Gönner sie beseligte, und ergriffen deshalb, wenn man dem Gerüchte glauben darf, das wirksamste Mittel gegen die drohende Gefahr — sie schafften Vertaub-Tschund aus der Welt. Die näheren Umstände seines Todes erzählt man in folgender Weise. Der Prinz erkrankte plötzlich; ein Chirurg, der ihn besuchen wollte, erhielt zwar mit einiger Mühe die Erlaubniß, vor sein Bett zu treten, durfte ihm aber keine Ader öffnen, weil die Brahmanen bemerkten, daß diese Operation ihren Schastras zumider und folglich sündhaft sey. Des anderen Tages wurde der Patient, dessen Zustand sich verschlimmert hatte, in aller Frühe nach dem 7 geogr. Meilen entlegenen Ufer des heiligen Stromes Hugli transportirt. Hier gab er seinen Geist auf, und man verbrannte den Körper. Kein Mensch zweifelte an dem Verbrechen, aber Jedermann zitterte vor der religiösen Macht der Brahmanen. Ihr Oberhaupt, ein listiger und ränkevoller Mensch, Namens Pran-Babu, hatte einen einzigen Sohn, der eben so hieß, wie sein Vater, und auch dieselben Eigenschaften besaß. Der kinderlose alte Radscha ließ sich von dem Haupt der Brahmanen überreden, sein Land und seine Reichthümer an dessen Sohn zu vererben. Der Greis starb nach vollzogener Ernennung, und Pran-Babu der Jüngere genoss vierzehn Jahre lang ungestört die Früchte des Verbrechens seines Vaters. Aber plötzlich erscheint vor den Augen des staunenden Volkes der todgegläubte Prinz wieder, oder wenigstens ein Mensch, der sich für Vertaub-Tschund ausgibt; es folgt ihm ein bewaffneter Anhang; sein Beutel ist voll Gold, seine Gestalt schön und imponirend. Die meisten Bewohner sind bereit, zu schwören, daß sie den echten Sohn des alten Radscha's in ihm erkannt haben.

(Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

— Giovanni Berchet. Zu den vornehmen Lombarden, welche die Kaiserliche Amnestie Ferdinand's I. ihrem Vaterlande, das sie seit vielen Jahren nicht gesehen, wiedergiebt, gehört auch Giovanni Berchet, ein Mann mit französischem Namen, der jedoch zu den ausgezeichnetesten Italiänischen Lyrikern der neueren Zeit gezählt wird. In Deutschland sind seine Gedichte noch wenig bekannt, weil sie bisher selbst in der Lombardei und in ganz Italien nur als verbotene Waare von Hand zu Hand gingen. In London seit mehreren Jahren lebend, hat er von dort zuweilen einen Ton seiner an den Weiden der Fremde aufgehängten Harfe, ein an den Strömen Babels gefungenes Lied vernehmen lassen. Maroncelli sagt von Berchet: „Seine Lieder erwecken Heimweh in dem Herzen des armen Verbannten, und in der Brust derjenigen, denen es vergönnt ist, die Luft des heiliggeliebten Italiens einzuathmen, fachen sie das Feuer der Vaterlandsliebe von neuem an.“ Gegenwärtig kehrt er mit dankerfülltem Herzen gegen die Gnade des eben gekrönten Monarchen nach seinem Vaterlande zurück, wo er, veretnt mit Manzoni, Silvio Pellico, Tommaso Grossi und anderen poetischen Naturen des nördlichen Italiens, an der Wiedererweckung nationaler Poesie arbeiten kann. Seine „Romanze“ gehören, dem Inhalt und der Sprache nach, zu dem Besten, was die neuere Romantik in Italien hervorgebracht — eine Romantik, die sich bisher noch von den Ausschweifungen der sogenannten romantischen Schule der Franzosen frei zu halten wußte, während sie doch, eben so wie diese, sich gewöhnt hat, die großen Dichter Englands und Deutschlands auf gleiche Stufe der Verehrung mit den Klassikern des eigenen Vaterlandes zu stellen.

\* Burdwan bildet einen der 17 Distrikte von Bengalen. Im Jahre 1814 belief sich die Zahl der Häuser desselben auf 272,034 und die der Einwohner auf 1,444,457, wovon fünf Sechstheile Hindu's und ein Sechstheil Muhammedaner waren. Die gleichnamige Hauptstadt zählt 53,027 Einwohner.